

## Der Hochwohlgeborene

Die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht, und an diesem Hochsomertag im Juli war nicht nur die Hitze in der bischöflichen Kutsche unerträglich, sodass den Insassen der Schweiß in kleinen Sturzbächen am Körper entlang rann, es hatten sich auch noch zusätzlich einige Stechmücken ins Innere der Kutsche verirrt, die den Mainzer Weihbischof und einen Kaufmann, der ihn begleitete, mit ihren Stichen ebenfalls ordentlich piesackten.

Die beiden gaben ein völlig unterschiedliches Bild ab. Der Bischof dick und feist, der Kaufmann hager und hochaufgeschossen; beide jedenfalls sehr unsympathische Zeitgenossen. Vor allem der Kaufmann hatte sich sein großes Vermögen dadurch geschaffen, dass er im Spessart umherzog und die armen Bauern aufsuchte, wenn diese Geld benötigten. Er lieh ihnen eine bestimmte Summe und forderte dann nach einigen Wochen und Monaten das Geld mit Zins und Zinseszins zurück. Konnten die Leute nicht zahlen, verkaufte er einen Teil ihrer Habseligkeiten oder gleich den ganzen Besitz, sodass er zu großem Reichtum kam und die Bauern in bitteres Elend gestürzt wurden.

Der Weihbischof, mit Namen Odilo, war am frühen Morgen aus der Würzburger Residenz, wo er mit seinem Kollegen Amtsgeschäfte besprochen hatte, aufgebrochen. Ein Weihbischof ist ebenfalls ein Bischof, er steht aber nicht an der Spitze einer Diözese, sondern ist oft der Stellvertreter des Bischofs. Zu dieser Zeit besaßen viele Bischöfe noch Macht und Ländereien und gehörten zum Adel, so auch der Mainzer Weihbischof Odilo. Er nutzte die unruhigen Zeiten, um sich durch betrügerische und verbotene Geschäfte zu bereichern.

In der Grafschaft Rieneck war dann dieser ebenso reiche wie rücksichtslose Kaufmann zu ihm gestoßen, mit dem er wieder gemeinsam nach Mainz weiterreisen wollte. Man war dabei, einen heimtückischen Plan auszudeckeln, bei dem man unendlich viel Geld verdienen konnte. Die beiden unterhielten sich die ganze Zeit aufgeregt, aber absolut leise,



so dass die sechs Reiter, die sie begleiteten, ebenso wenig wie die beiden Diener auf der Kutsche hören konnten, was sie vorhatten.

Im Moment hatte aber der Weihbischof genug von der beschwerlichen Fahrt. Sonne, Mücken und das Gepolpe der Kutsche auf den nur schlecht befestigten Spessartwegen machte ihn noch übellauniger, als er es eh schon von Natur aus war.

„He, Kutscher“, rief er nach vorne. „Such in dem Wäldchen, das vor uns liegt, ein schattiges Plätzchen und bereite uns ein Lager.“

„Jawohl, Herr“, entgegnete der Kutscher.

„Jawohl, Euer Hochwohlgeboren' heißt das für dich, du Dummkopf“, war die Antwort des Bischofs.

Der Kutscher ließ sein Gefährt in der Nähe eines kleinen Baches, am Waldrand unter einigen schattigen Buchen, halten. Während der eine Diener die vier Pferde abschrirte, die der Kutsche vorgespannt waren, und zum Bach zur Tränke führte, breitete der andere Decken auf dem Waldboden aus und legte einige Kissen dazu, auf denen es sich die beiden Männer aus der Kutsche gemütlich machen konnten. Die sechs Begleiter waren von ihren Pferden abgestiegen und holten Vorräte aus einer Kiste, die sie auf einem Packpferd mitführten.

„Nicht so lahm ihre trägen Kerle. Der Kaufmann und ich haben Hunger und Durst. Schnell herbei mit Wurst, Käse und Wein!“

Die Diener beeilten sich, die Wünsche zu erfüllen, denn mit dem Bischof war nicht gut Kirschen essen. Der Kaufmann wollte gleich mit dem Essen loslegen, aber der Bischof rief den Dienern zu:

„Was höre ich von euch?“

„Wohl bekomm's, Euer Hochwohlgeboren!“

Jetzt schob er sich mit einem zufriedenen Lächeln das erste gebratene Hühnerschenkelchen in den Mund. Auch der Kaufmann langte tüchtig zu.

Die Diener nahmen sich jeder einen Kanten Brot, gingen zum Bach und tranken dessen Wasser. Danach pflückten sie sich noch jede Menge Heidelbeeren, die es um diese Jahreszeit im Spessart reichlich gab, setzten sich ins Gras und nahmen ihr karges Mahl ein. Die Diener waren um Einiges entfernt, sodass niemand hören konnte, was der Bischof und der Kaufmann zu besprechen hatten.

Also fast niemand, denn manchmal sind in einem Gebüsch im Spessart Personen versteckt, die man da nicht vermuten würde. Aber dazu nachher.

„Nun sagt endlich, welch tolles Geschäft Ihr mir vorzuschlagen habt“, begann der Weihbischof das Gespräch.

„Nun, Herr Bischof“, hob der Kaufmann an.

„‘Euer Hochwohlgeboren’ heißt das auch für Euch. Auch wenn Ihr noch so reich seid, seid Ihr nicht meines Standes.“

Der Hagere kochte vor Wut. Leise entgegnete er aber dennoch: „Euer Hochwohlgeboren!“

Mit verschlagener Stimme erklärte er sein Vorhaben: „Was viele nicht mehr wissen, im Spessart hat es früher recht ordentliche Kupfer- und Silbervorkommen gegeben. Ein Spezialist aus Sachsen hat nun einige Adern dieser Metalle an mehreren Stellen im Spessart wiederentdeckt. Ich habe ein Gutachten erstellen lassen, in dem genau festgelegt ist, wo sich die Kupfer- und Silbervorkommen befinden. Wenn wir es richtig anstellen, werden wir ganze Wagenladungen dieser Metalle aus dem Spessart herauschaffen können. Einige Tonnen würden reichen, dass Ihr so viele Silber- und Kupfermünzen drucken könntet, dass man damit Burgen, Schlösser, ja ganze Dörfer kaufen könnte.“

„Das Problem ist aber, dass man, um an die Silbervorräte zu kommen, Stollen tief in die Berge treiben müsste. Um diese Bauwerke unter Tage herzurichten, bräuchte man für die Absicherung der Stollen gegen den Berg so unendlich viel Holz, dass Ihr den halben Spessartwald abholzen müsstet. Ebenfalls würde man eine große Anzahl an Arbeitern benötigen, die Ihr unter Tage schicken müsstet“, entgegnete der Bischof.

„Meint Ihr nicht, dass ich mir darüber nicht schon längst Gedanken gemacht habe?! Es gibt genug arme Bauern und Tagelöhner im Spessart, ebenso ziehen frühere Soldaten des Franzosenkaisers und der polnischen Armee im Wald herum. Die sind alle froh, wenn sie Arbeit haben und Geld verdienen können“, meinte der Kaufmann.

„Das wird aber teuer werden“, entgegnete der Weihbischof.

„Jemandem den Lohn versprechen und ihn dann auch zu bezahlen, sind zweierlei. Wer sagt denn, dass die Kerle ihr Geld dann auch bekommen?“, gab der Kaufmann gelassen von sich.

„Selbst die Ärmsten will er noch betrügen. Na ja, von mir aus“, sinnierte der Weihbischof. Er war genauso hartherzig wie der Kaufmann.

Die beiden unterhielten sich arglos weiter und schmiedeten dabei ihre Pläne über das große Geldverdienen. Von den geschlagenen Bäumen könnte man sogar die dicksten Stämme mit Fuhrwerken an den Main bringen lassen und dann auf dem Main verschiffen. Das würde dann main- oder rheinabwärts noch einmal eine Stange Geld einbringen.

Der Weihbischof meinte, dass der Regent des Fürstentums Aschaffenburg, Carl Theodor von Dalberg, als Herr über den Spessart, dies nie zulassen würde. Aber der Kaufmann war der Überzeugung, dass aufgrund der Unruhen und des Durcheinanders, das Kaiser Napoleon mit seinem Durchmarsch durch den großen Wald heraufbeschworen hatte, der Fürst weder Zeit noch Lust hätte, sich um das Geschehen im Spessart zu kümmern.

„Da könntet ihr Recht haben“, meinte nun auch der Bischof nach einigem Nachdenken. „Zumal er auch oft in Regensburg und Frankfurt seinen Amtsgeschäften nachgehen muss. Vielleicht sollte ich dem einen oder anderen Amtmann, der in Diensten des Fürsten steht, etwas Geld zukommen lassen, damit sie lieber mit uns, als mit ihm zusammenarbeiten.“

Plötzlich war dem Kirchendiener recht unwohl. Ihm brach der Schweiß aus und er wurde ganz blass im Gesicht. Nicht nur, dass es ihm auch im Schatten noch recht heiß war, nein, er meinte auch, dass ihm zwischen durch immer mal wieder der Geruch von stinkendem Fisch und auch noch, seltsamerweise, von verdorbenem Knoblauch um die Nase wehte. Wie konnte er auch ahnen, dass sich direkt hinter dem großen Felsen, an dem der Kaufmann und er saßen, unsere Freunde versteckt hielten.

Pfahlhans, Uligong, Franz der Schüttler und Wupfel hatten sich platt ins Gras gedrückt, als sich die Kutsche genähert hatte. Seit diesem Moment wagten sie sich nicht mehr hinter dem Felsen vor. Nur Wupfel bewegte sich vorsichtig in Richtung eines großen Baumes, um in der Deckung des Stammes stehend die Fremden zu belauschen.

Sie waren nämlich den ganzen Morgen am Bach und den angrenzenden Wiesen unterwegs gewesen, um Pilze und einige frühreife Äpfel für das Abendessen zu sammeln. Davor hatten sie aus dem Bach schon einige Forellen, die sich unter den großen Steinen des schnell fließenden Gewässers versteckt hielten, mit den bloßen Händen gefangen. Eine Forelle mit den Händen zu fangen war zu dieser Zeit ein Leichtes für viele Landbewohner des Spessarts. Mit den Fischen hatte man etwas, das satt machte und

man konnte seine Mahlzeiten damit aufbessern. Dumm war nur, dass es ausschließlich den Adligen und einigen wenigen, welche sich Fischrechte gekauft hatten, erlaubt war, Forellen aus den Bächen zu fangen. Alleine dafür, dass sie diese Forellen im Besitz hatten, hätte der Bischof sie verhaften lassen können.

„He, du Schlafmütze“, rief der Dicke einen seiner bewaffneten Diener, die inzwischen am Ufer des Baches dösten, heran. „Sieh sofort nach, was hinter dem Felsen diesen Gestank verursacht.“

Der Diener stand auf, nahm seine Pistole und trottete lustlos in Richtung Felsen. Wupfel und seine Kumpane wagten kaum zu atmen. Der Diener bewegte sich geradewegs auf sie zu. Wenn er sie entdeckte, würde er den Rest der Eskorte rufen und sie hätten ob deren Bewaffnung mit Gewehren und Pistolen, keine Chance zu entrinnen.

Auch dem Diener strömte jetzt der stinkende Geruch von Franz dem Schüttler in die Nase. Pfahlhans und Uligong hielten ihre Knüppel fester in der Hand, um sich im Notfall verteidigen zu können. Doch der Diener verspürte wenig Lust, irgendwelchen seltsamen Gestank aufzuklären und dann noch weiter aktiv sein zu müssen. Er wollte sich wieder hinlegen und weiterdösen.

„Nichts zu finden, Euer Hochwohlgeboren“, rief er in Richtung Bischof.

Dieser war inzwischen von dem üppigen Mahl und dem reichlich verkosteten Wein sanft eingeschlafen und sein Geschnarche hallte durch den Wald. Dadurch wurden unsere Freunde wieder etwas mutiger. Pfahlhans lugte hinter dem Felsen hervor und entdeckte, dass alle eingeschlafen waren. Er gab Wupfel ein Zeichen zum Verschwinden.

Blitzschnell waren sie auf den Beinen und rannten Richtung Dickicht und Wald. Alle ... außer Franz, der meinte, unbedingt noch einen übriggebliebenen Schinken und zwei halbe Würste, die auf der ausgebreiteten Decke vor dem Bischof lagen, mitnehmen zu müssen. Als er sie von der Decke zog, kam dem Bischof wieder der schlimme Geruch von stinkendem Fisch in die Nase. Plötzlich wieder hellwach, schrie er: „Üüberfall!“ Sofort sprangen seine Diener und der Kaufmann auf, nahmen ihre Pistolen und rannten zum Waldesrand, um die Räuber zu verfolgen. Die waren aber schon tief im Dickicht verschwunden. Die Diener des Bischofs waren auch nicht die Mutigsten, zudem wussten sie nicht, aus wie vielen

Mitgliedern die Bande bestand. Also wagten sie sich nicht weiter. Auch dem Bischof war das Ganze nicht geheuer. Man konnte ja nie wissen, wie gefährlich solche Leute waren. Er gab den Befehl zum Aufbruch.

Der Kaufmann aber meinte, zwei von den Halunken erkannt zu haben. Wenn er sich nicht irrte, hatte er die Kerle schon einmal gesehen. Hoffentlich hatten die nichts von seinem Gespräch mit dem Bischof belauscht. Na ja, auch egal, was sollten diese Tölpel aus dem Wald schon gegen ihn ausrichten.

Wenn er sich da mal nicht irrte.

Nachdem Wupfel und seine Freunde eine halbe Stunde wie die Verrückten durchs Dickicht gerannt waren, konnten sie einigermaßen sicher sein, dass sie nicht mehr verfolgt wurden. Wupfel schossen wilde Gedanken durch den Kopf: Was hatte er da gehört? Was planten die da? Das war ja ungeheuerlich. Der Spessart war in Gefahr. Was war zu tun?

Voll düsterer Gedanken begab sich Wupfel mit seinen Freunden auf den Heimweg zur elterlichen Hütte. Die erreichten sie nach weiteren zwei Stunden Fußmarsch und konnten wenigstens der Mutter ein paar Lebensmittel übergeben. Die nächsten Tage würden sie genug zu essen haben.